

Paris Spengler, 7e

Lies meine Gedanken

Ich bin so durchschaubar wie eine schlechte Lügnerin, ich bin offen wie wie ein Buch, ich bin verschlossen wie eine Tür, ich bin meine Gedanken und meine Gedanken sind ich.

Man könnte meinen, ich sei durchsichtig. Ich bin kein Geist aus Harry Potter, durch den man laufen kann. Ich bin kein Wasser, ich bin kein Glas.

Ich bin Elizah, also die Abkürzung von Elisabeth. Ich hasse meinen Namen. Er ist so vornehm und richtig. Er ist so makellos. Er passt nicht zu mir. Ich bin das Gegenteil von diesen Eigenschaften. Ich bin zu außergewöhnlich und das meine ich nicht positiv. Wenn man mich fragen würde, wie ich mein Leben in einem Satz beschreiben würde, würde ich antworten: verdeckt normal, offen fatal.

Ladies and Gentleman: Ihr hört jetzt endlich, nach 79 Bettelbriefen meine Geschichte.

Fangen wir also am Anfang an. Ganz am Anfang:

Vor 16 Jahren durfte ich zum ersten Mal das Licht der Welt erblicken. Klein-Elizah war also so richtig glatzköpfig und hatte etwas respektlose Gesichtszüge. Es war ein sehr helles Licht, denn ich begann auf einmal wie ein Engel aufzuleuchten. Man kann sich das in etwa so vorstellen, dass so ein Baby mit großem, glühenden Kopf in den Armen einer Krankenschwester lag. Im Kreissaal herrschte, soweit ich weiß, eine gemischte Stimmung: Meine Mutter beeindruckt, mein Vater betend, ich hatte keine Lust auf die Welt außerhalb der Gebärmutter und die Krankenschwestern wahrscheinlich traumatisiert. Alle drei haben danach gekündigt. Wer hätt's nicht?

Mein Vater machte tausend Freudentänze, weil er dachte, ich sei Jesus 2.0 – also Jesussa. Meine Mutter machte sich schon auf das Meeting mit Gott gefasst, doch dann wurde mein Schädel durchsichtig. Meine Gedanken, meine Geheimnisse und meine manchmal etwas komischen Ideen standen mir ab dem Zeitpunkt wortwörtlich auf der Stirn geschrieben.

Gedanken – man denkt an etwas, doch die meisten Gedanken verschwinden nach einigen Minuten. Doch meine Gedanken lassen mich meine schlimmsten Momente nochmal durchleben, indem mich andere, die meine Gedanken gelesen haben, immer und immer wieder daran erinnern. Ich habe aufgehört zu reden, zu lachen, zu schreien, nur meine Tränen sind auf meinem Gesicht zusehen. Also Weine ich häufig, denn meine Eltern erfreuen sich daran, nur eine einzige Emotion auf meinem Gesicht zu erkennen. Schreien ist laut, lachen ist schwach und schluchzen ist

Erbärmlich – Tränen sind durchsichtig, wie die Barriere, die meine Gedanken verstecken sollte. Tränen sind mein Markenzeichen.

Machen wir einen Zeitsprung von 14 Jahren:

Ich war seit langem nicht mehr so froh von zuhause wegzukommen. Ich durfte nämlich auf eine Privatschule in London gehen. „Transparent Privat School“ – was für ein Name!

Ich konnte weg von denen, die mich hänselten, und ich wollte nie wieder vor meinem Abschluss zurück in meine alte Schule kommen. Ich war weg von Dr. See-Through, einem etwas

zu ängstlichen und ein wenig rechthaberischen Arzt, der sich mit meinen Gedanken und meinem Gehirn beschäftigte. Seine 13 Haare formten sich zu kleinen Blitzen, wenn sie sahen, was für fiese Gedanken sich auf meine Stirn schrieben, wenn er wieder auf meiner Stirn rumfummelte. Ich war weg von meinen Eltern, deren Liebe zueinander daraus bestand, zusammen zu beten und in die Kirche gehen. Dann gab es nur noch mich. Dachte ich jedenfalls.

Also saß ich da, mit einer Mütze auf dem Kopf und Stirn im Flugzeug nach London. Ich habe zuvor immer gedacht, hier wäre es doch so „etepetete“, aber das war es doch nicht. Ich guckte aus dem Flugzeugfenster und sah graues Wetter, grauen Asphalt, und graue Gebäude. Das einzig farbige in dem Stadtteil, den ich gerade überflog, waren vereinzelt, rote Telefonzellen. Eine Stadt voller gleicher Dinge, doch die Telefonzellen stören diese Einheitlichkeit. Ich sehe mich als diese Telefonzellen. Ich bin anders. Die Menschen in grauen Regenmänteln gingen wie in einer Flutung dahin. Die Autos fuhren links und geordnet. Dieser Anblick erinnerte mich an Stille, Stille, die sich keiner zu unterbrechen traut. Beim Landen brabbelte der Pilot noch etwas, ohne dass ich zuhörte, und ließ mich mit der Menschenmasse trage, die zum Ausgang strömte.

In der Schule bekam ich eine Führung von einer jungen Dame, die etwa 16 Jahre alt war, die mit ihrem Fullface-Make-up und ihren blonden Locken so ziemlich das Gegenteil von meiner Wenigkeit war. Sie zeigte mir das Internat, das mich sehr an das Hogwarts Schloss erinnerte. Es hatte zwei Türme. Der Turm der Mädchen und der Jungen. Das Gebäude dazwischen war der Ort, an dem ich jegliche unnütze Informationen für mein späteres Leben kriegen würde. „Jedes Kind teilt sich ein Zimmer mit dem gleichen Geschlecht“, sagte das Mädchen mit den blonden Locken, das sich noch nicht mal vorgestellt hatte. Nach einiger Zeit nervte mich das Klick-Klack ihrer Stöckelschuhe. Doch dann waren wir in meinem Zimmer angekommen und sie ging.

Ich sah einen Zettel vor meiner Haustür mit dem Schriftzug: Die mit der breiten Stirn wohnt hier. Ich zog meine Mütze noch tiefer, als davor und zweifelte daran, dass wirklich niemand meine Stirn gesehen hatte. Ich öffnete das Zimmer und sah ein Gothic-Mädchen, das mich noch nicht mal bemerkte. Sie hatte einen langen Pony, der bis zu den Augen reichte. Ihre kohlrabenschwarzen Haare sahen beinahe wie langen Rabenfedern aus. Als sie mir nach einer Minute die Ehre erwies, mich anzusehen, verdrehte sie die Augen und sah mich mit einer Mischung aus Mitleid und Ekel an. „Du bist also das Frischfleisch“, sagte sie und musterte mich. „Das Bett da gehört dir. Mal sehen. Na mach schon, zeig dein Gesicht!“

Ich ließ meine Mütze noch etwas auf meinem Kopf, weil ich noch kurz zuendenken wollte, denn das, was ich dachte, sollte sie besser nicht wissen, denn sonst wäre ich schneller wieder zuhause, als ich in der London „Transparent Privat School“ angekommen war.

Ich zog meine Mütze ab und dachte: „Hallo, nicht erschrecken. Ich bin Elizah Franke. Und du bist?“

Ich war es gewohnt, dass die meisten Leute aufschrien und tausend Fragen stellten, wie dass denn überhaupt möglich wäre. Doch das Mädchen war gelassen. Sie strich den Pony aus ihrem Gesicht und ich sah auf ihrer Stirn, was ich kaum glauben konnte: Buchstaben, die erst durcheinander waren, doch sich dann ordneten. Zum ersten Mal seit langer Zeit lächelte ich und natürlich weinte ich. Aber es waren keine Tränen der Trauer. Es waren Freudentränen. Auf ihrer Stirn stand: „Ich bin May Shepert. Ich kann es kaumglauben. Ich dachte, ich wäre die einzige.“

Das Blatt wendete sich. Feuer war Eis, Trauer war Freude und Fluch wurde Segen. Wir fielen uns wortlos in die Arme, ohne dass wir uns kannten. Wir waren nicht verwandt, doch wir waren Schwestern. Seelenverwandte.

Wir starrten uns an. Stundenlang. Meine Blauen in ihre Schwarzen. Ihre schwarzen in meine blauen Augen. Wir dachten. Dachten mehr, als je zuvor. Ohne nur ein Wort zu sagen.

Die Zeit verging wie im Flug. Es war beinahe ein Jahr vergangen und ich fühlte mich noch nie so glücklich.

May und ich gingen zum Unterricht, hielten es dort ein paar Stunden aus, und gingen weg von der Menschenmasse, deren Blicke sich nach unseren Stirnen wandten. Ich fühlte mich glücklich in ihrer Gegenwart. Sie hat meine Gedanken gelesen. Sie hat sie nicht hinterfragt oder verurteilt. Bei May war ich einfach nur ich.

May. Die drei Buchstaben, die ich am liebsten schreibe und sich gerade gefühllos auf meine Stirn brennen. May war, so kitschig es sich auch anhört, mein Ein und Alles. Nun ist sie für immer aus meinem Leben verschwunden. Ich sehe sie nie wieder, denn sie wurde mir weggenommen.

An meinem 15. Geburtstag waren wir zur Feier des Tages Karaoke denken. Wir schlichen uns in den Theaterraum unseres Internates, stellten uns auf die Bühne und dachten die Lyrics von „Invisible“ von Alison Moyet. Ich dachte Solo, sie dachte Solo und dann dachten wir zu zweit. Als „Read my Mind“ anging, sah ich, wie ihre Pupillen sich weiteten. Ich schob Panik, doch mein Körper war unbewegt. Ich wusste nicht, was ich machen könnte. Ich fiel auf den Boden bei dem Anblick von May, die ebenfalls gefallen war.

Am nächsten Tag wachte ich in einem Krankenhauszimmer auf. Doch wo war May? Ich verstand mein Leben endgültig nicht mehr. War May nur ein Traum? War ich verrückt geworden? Lag ich ein Jahr ganzes Jahr in diesem Raum? Meine Gedanken konnten sich noch nicht mal zu Ende auf meine Stirn schreiben, als Dr. See-Through den Raum betrat. Er musste wohl hergeflogen sein. Meine Gedanken waren brav, denn ich würde alles geben, um zu erfahren, was passiert war.

„Elizah, Elizah. Nun liegst du hier. Ich wusste, dass es so kommen würde. Am Ende kommst du doch immer zu mir zurück“, sagte er. „Was ist passiert?“, dachte ich.

„May Shepert, du meinst sie, nicht wahr? Sie ist zuhause bei ihren Eltern. Sie beschlossen, sie von dir wegzuholen. Sie ist ohnmächtig geworden. Warum sie ohnmächtig geworden ist, weiß ich nicht.“

„Aber ich bin ihr Zuhause! Ich bin ein Teil ihrer Seele. Die können sie mir nicht wegnehmen!“, stand auf meiner Stirn und die Tränen flossen nur sodahin.

„Menschen kommen und Menschen gehen, aber der einzige Mensch, der für immer bei dir bleibt, bist du selbst, Elizah.“

Seine Worte begleiten mich jeden Tag, auch wenn ich meine Seele geben würde, um ihre Gedanken nur noch ein letztes Mal zu lesen.

Liebe Ärzte, liebe Forscher, Therapeuten: Nach einem ganzen Jahr verzweifeltem Sehnen nach Mays Anwesenheit, habe ich mich hingesetzt mit Papier und Stift in der Hand und

schreibe über das Unerklärliche. Ich begreife es genau so wenig wie Sie, glauben sie mir.
Ich weiß nur, dass es so ist.

Ich hoffe, sie finden etwas heraus.

Mit freundlichen Grüßen

Elizah Franke